

Buchbesprechungen

Bossert, Martin: Die Skulpturen des gallorömischen Tempelbezirkes von Thun-Allmendingen. Bern: Haupt, Berner Lehrmittel- und Medienverlag, 2000 (Corpus signorum Imperii Romani. Schweiz. Germania superior. Civitas Helvetiorum: Thun-Allmendingen; Bd. 1,6) (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). 126 S., ill. ISBN 2-258-06271-4.

Das zwischen Flachland und Alpen in unmittelbarer Nähe zu wichtigen Handelswegen gelegene Heiligtum von Thun-Allmendingen umfasste sieben Tempel und Kapellen, mehrere Altäre und andere Einrichtungen. Die sorgfältige Publikation der Skulpturen aus dem seit 175 Jahren bekannten gallorömischen Tempelbezirk bietet einen interessanten Einblick in den kultischen Bereich. Martin Bossert hat für diesen Band 68 figürliche Skulpturen, Möbel und Geräte aus Stein des 1. bis 3. Jahrhunderts nach Christus bearbeitet.

Das erste Kapitel umfasst eine knappe, aber informative und mit Plänen und Abbildungen gut verständlich gehaltene Einleitung zum Heiligtum. Das zweite und zentrale Kapitel enthält einen ausführlichen Katalog der Skulpturen, Möbel und Geräte. Diese Funde stammen grösstenteils aus der Grabung von 1967. Die zum Teil verschollenen Skulpturreste aus den ersten Grabungen von 1824/25 sind glücklicherweise in qualitativ hoch stehenden Aquarellen erhalten. Im dritten Kapitel werden die Werkstätten, die kulturgeschichtliche Stellung der aussagekräftigen Skulpturen sowie deren mögliche Aufstellung und Stifter besprochen. Das vierte Kapitel besteht aus einer Zusammenfassung in deutscher, französischer und englischer Sprache.

Die Gliederung des Kataloges in Rundplastik, Reliefs, Möbel, Architekturfragmente, Becken und unbestimmte Fragmente sowie die Gesamtübersicht (Kapitel 5) erleichtern das Arbeiten mit dieser Publikation. Nebst den technischen Angaben und genauen Massen werden Motiv, Deutungsversuche, Vorbilder, Stil und Datierung besprochen. Aus der Synthese geht hervor, dass das Heiligtum von Thun-Allmendingen, auch wenn es nicht die Bedeutung städtischer Heiligtümer erreichte, durch seine günstige Lage an den Wasserwegen Aare und Thunersee am Übergang zum alpinen Raum zu den bedeutenden römischen Kultstätten auf dem Gebiet der heutigen Schweiz gehörte.

Die Statuen und Votivinschriften vermitteln Einblicke in eine vielfältige Götterwelt, in der Muttergottheiten, die Jagd- und Waldgöttin Diana, der einheimische Berggott als Jupiter sowie eine orientalische Gottheit – fassbar in den drei Attisdenkmälern, dem kleinasiatischen Vegetationsgott und Geliebten der Muttergottheit Kybele – neben den römischen Göttern ihren Platz hatten und teilweise miteinander verschmolzen. Ein thronender Jupiter, eine 600 Kilogramm schwere, einst bemalte Kalksteinstatue, verdient besondere Beachtung. Es bleiben jedoch noch viele Fragen offen. Insbesondere über den Kreis der Stifter lassen sich nur Vermutungen anstellen.

Das Ende des Heiligtums verdient einen besonderen Kommentar: Die Skulpturen wurden wie in anderen Tempelbezirken zerschlagen und zusammen mit Bauschutt in einer tiefen Grube innerhalb der Kapelle 2 vergraben. Dieser Akt war sozusagen ein antiker Bildersturm. Der genaue Zeitpunkt der Zerstörung lässt sich nicht feststellen, da weder Münzen noch Keramik, die eine Datierung ermöglicht hätten, gefunden wurden. Sie dürfte nach dem Ende des 4. Jahrhunderts stattgefunden haben, nachdem Kaiser Theodosius das Christentum zur Staatsreligion erklärt und Stiftungen sowie

Opfergaben an heidnische Tempel verboten hatte. Genaueres zu den Umständen der Zerstörungen wird sich allerdings erst durch eingehende Vergleiche mit Befunden anderer Heiligtümer sagen lassen.

Isabella Nett

Pfister, Christoph: Der antike Berner Bär. Die Vorgeschichte einer mächtigen Stadt. 2. Aufl. Fribourg: Dillium Verlag, 2002. 190 S., ill. ISBN 3-0344-0010-1.

Der Autor Christoph Pfister glaubt, es sei ihm gelungen, die Anfänge Berns im Altertum zu erhellen. Dessen Vorgeschichte sieht er kontinuierlich in die uns seit jeher vertraute mittelalterliche Geschichte Berns übergehen. Beide Zeiten liegen für ihn nahtlos beieinander. Der keltische Ursprung Berns ist durch Besiedlung und Befestigung in gallorömischer Zeit belegt. Sprache, Brauchtum, Siedlungsorte und Ortsnamen haben sich von damals bis heute prägend erhalten. Der Autor folgert aus zahlreichen Belegen, dass sich die Stadt Bern innerhalb weniger Jahrzehnte von einer «antiken» in eine «mittelalterliche» Siedlung verwandelt hat. Diese uns aus archäologischen Funden und Belegen vertrauten Epochen liegen für ihn nahe beieinander. Die Geschichte der Stadtgründung durch die Zähringer wird als Sage abgetan. Die glaubwürdigen Quellen zur Stadtgeschichte seien erst ab Ende des 15. Jahrhunderts fassbar.

Die Vorgeschichte Berns wird aus archäologischen Zeugnissen erschlossen und gedeutet. Der keltische Berner Bär ist inschriftlich bezeugt und wurde bei Muri als Bärengöttin Artio verehrt. Die betreffende Figurengruppe wurde dort 1832 gefunden. Die Arena auf der Engehalbinsel könnte ein Vorläufer des Bärengrabens gewesen sein.

Im Stadtgebiet waren Schütthalde und Münzgraben Reste von Aare-Einschnitten. Es kann angenommen werden, dass sich ein keltisches Oppidum mit gerundetem Grundriss zwischen Kreuzgasse und Zytglogge befunden hat. Darauf weist die Bogenstruktur der Brunngasse hin. Die grossen keltischen Oppida waren Befestigungen mit Wällen und gradlinig angeordneten Strassen. Von Caesar erfahren wir, dass Helvetier 12 Oppida und 400 Dörfer bewohnten. Auch auf der Engehalbinsel befand sich ein typisches Oppidum des schweizerischen Mittellandes.

Im 18. Jahrhundert fand man beim Bau der bernischen Heiliggeistkirche römische Votivbeilchen. Auch der Chor der Französischen Kirche kann über einer antiken Kultstätte angelegt sein. Im 19. Jahrhundert fand man im Münster Bruchstücke von römischen Ziegeln und Backsteinen. Der Patron des Münsters, St. Vinzenz, ist für Flösser, Schiffer und Ziegelbrenner zuständig. Vielleicht gab es schon in antiker Zeit auf stadtbernischem Boden eine Ziegelbrennerei und einen ähnlichen Kult. Der Autor erläutert auch die Möglichkeit, dass das Berner Münster an Stelle einer keltischen Viereckschanze errichtet wurde. Diese typischen keltischen Bauwerke mit Wällen und Gräben dienten nicht der Verteidigung, sondern vielleicht kultischen Zwecken. Ähnliche Anlagen sind auch zu erkennen im Bremgartenwald, bei der Halenbrücke westlich vom Glasbrunnen.

1984 wurde im Thormannbodenwald ein Zinktäfelchen gefunden mit lateinischer Inschrift in griechischen Buchstaben. Dort wird mit dem Namen Brenodurum wahrscheinlich die keltisch-römische Siedlung auf der Engehalbinsel genannt. Im Bernbiet begegnen wir auch weiteren griechischen Spuren, welche die Kelten hinterliessen. Neben der Hydra von Grächwyl ist das Kroisossschwert von Port zu nennen. Bei Caesar, de bello Gallico 1, 29 erfahren wir, dass die Römer im Lager der Helvetier

Tafeln mit griechischer Schrift gefunden hätten, auf denen das Volk nach Ortsnamen und Stämmen registriert wurde. Am Römerbad auf der Engehalbinsel sind Begriffe aus der griechischen Sprache zur Orientierung angebracht. Sie stammen eventuell aber auch aus neuerer Zeit.

Die Aare bildete in der Gegend der Engehalbinsel ein System von Flussschleifen, welche ein markantes Hochplateau umschlossen. Die für Befestigungen günstig gelegene Halbinsel erweitert sich beim Zehendermätteli und im Osten zur Tiefenau und dem dort anschliessenden Thormannbodenwald. Es gab hier fünf isolierte Wallanlagen. Ein noch sichtbarer Rest davon ist der so genannte Keltenwall von ca. 300 m Länge beim Zehendermätteli. Wohl aus derselben Epoche stammt der 1850 gemachte Massenfund in der Tiefenau mit Schwertern, Fibeln und anderen Metallgegenständen. Vom Vicus der Römerzeit sind ausser dem Bad Spuren dreier Vierecktempel, eines Korridorbaus und einer Arena erhalten geblieben. Dieser Rundbau soll nach Ansicht des Autors auch dazu gedient haben, zur Berechnung des Jahreskalenders die Sonne zu beobachten. Die Aareschlaufen bei Bern und in der Enge umschlossen in vorgeschichtlicher Zeit zwei Siedlungen, welche in derselben Epoche nebeneinander existiert haben sollen.

Die Landvermessung der Kelten soll die Landschaft grossflächig erfasst haben. Sie bediente sich vielfältiger und zum Teil eigens zu diesem Zweck errichteter Fixpunkte. Als solche dienten unter anderem Findlinge, Schalensteine und Steinhäufen. Nach Meinung des Autors schuf diese keltische Landschaftsgeometrie ein Liniensystem in Form eines Doppelquadrats, in dem sowohl Bern als auch Brenodurum auf der Engehalbinsel wichtige Bezugspunkte waren.

Dem Autor ist es zweifellos gelungen, die Anfänge Berns in neue Zusammenhänge zu stellen. Er hat seit Jahrzehnten in der Umgebung Berns geforscht und weist ausführlich auf die keltischen Wurzeln Berns hin. Die angeblich mittelalterliche Gründungszeit bleibt für ihn in vieler Hinsicht sagenhaft. Bei der Auswertung seiner neueren Ergebnisse geht der Autor recht unorthodoxe Wege. Nach langen Beobachtungen und Forschungen kommt er zu chronologischen Resultaten, welche von den bisherigen Lehrmeinungen erheblich abweichen. Das Buch ist ein Beitrag zur bernischen Lokalgeschichte, mit dem viele Einzelheiten neu interpretiert werden.

Thomas von Graffenried

Ehrensperger-Katz, Ingrid; Wick-Werder, Margrit: Biel Bienne. Altstadt und neue Quartiere ohne die eingemeindeten Dörfer Bözingen, Madretsch, Mett, Vingelz. Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2002 (Schweizerische Kunstführer, Nr. 705/706). 78 S., ill. ISBN 3-85782-705-X.

Der neue Biel-Führer – ein Nebenprodukt der Expo02 – füllt endlich eine schon lange offene Lücke: einen wissenschaftlich kompetenten, gut lesbaren, gut bebilderten und handlichen Führer zu Biel gab es bisher nicht. Die Aufmachung entspricht dem Standard der längst bewährten Publikationsreihe.

Der Perimeter des Werkes umfasst das Stadtgebiet von Biel ohne die nach 1900 eingemeindeten Dörfer Bözingen, Madretsch, Mett und Vingelz, was bedauerlich, aber zu akzeptieren ist aus Gründen des Umfangs. Die präzise und kurz gefasste historische Einleitung und der Altstadt-Teil wurden von Margrit Wick-Werder, der Teil über die neuen Quartiere von Ingrid Ehrensperger-Katz verfasst. Zu jedem Teil

gehört ein übersichtlicher Plan (vordere und hintere Umschlagklappe), wo die im Text beschriebenen Objekte mit Nummern gekennzeichnet sind, so dass man sich bequem den eigenen Stadtrundgang zusammenstellen kann. Ausserhalb der Altstadt ergibt dies sechs lohnende, mehr oder weniger lange Quartierrundgänge: zwischen Altstadt und See – Schüsskanal mit Neuquartier und Plänke – Nidaugasse/Dufourstrasse/Neumarktquartier – Juravorstadt/Bözingenstrasse – Rebbergquartier – Bahnhofquartier und Expo02-Gelände. Nach einer prägnanten Einleitung und Gesamtwürdigung des Quartiers folgen jeweils die herausragenden Einzelobjekte.

Die Broschüre enthält ein Glossar von Fachausdrücken und ein Literaturverzeichnis. Eine gute Idee ist der zusätzliche Rundgang (hintere Umschlagklappe aussen), der 18 Standorte von Bauzeugen der Uhrenindustrie zusammenfasst: eine kleine Auswahl von Fabrik-, Atelier- und Verwaltungsbauten, die 2001 noch erhalten waren, wenn auch oft ungenutzt. Für Nichtbieler und Nichtfachleute der Uhrenindustrie wäre eine Übersetzung der uhrentechnischen Fachausdrücke im Glossar nützlich gewesen. Wer weiss schon, was ein *guillocheur*, *pivoteur*, *ébaucheur* oder *remonteur* ist? Sehr hilfreich sind auch die eingestreuten, grau unterlegten Texte zu einzelnen Themen, so zum Hauterive-Baustein, zur Indienne-Industrie, zu Tram- und Buswartehallen, zum bedeutenden Baumeister August Haag (1850–1918), zum Atelier Robert und zur Geschichte der General Motors.

Biel wird von Auswärtigen meist als moderne Stadt, Industriestadt (was sie seit 30 Jahren nicht mehr ist) oder Zukunftsstadt wahrgenommen. Dass Biel eine höchst sehenswerte Altstadt hat, ist weniger bekannt. Das hängt damit zusammen, dass der Bahnhof in beachtlicher Entfernung zur Altstadt errichtet wurde. Sie geriet nicht – wie dies etwa in Bern ganz ausgeprägt der Fall ist – in den Sog der City-Bildung und damit der «Modernisierung». Bloss die letzte Stadterweiterung südlich der Schüss im Bereich der Nidaugasse erfuhr grössere bauliche Veränderungen. Dieser Teil der historischen Altstadt ist baulich kaum mehr als solche erkennbar und deshalb von den Autorinnen zu den Neubauquartieren geschlagen worden. Sie weisen zu Recht auf die Bedeutung der Altstadt hin: «Die Bieler Altstadt birgt eine interessante historische Substanz und liest sich wie ein Bilderbuch für spätmittelalterliche Stadtstruktur, für baugeschichtliche Entwicklungsstufen vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart und für denkmalpflegerische Massnahmen der letzten 150 Jahre.» (S. 31).

Einzigartig ist Biel für die Architektur aus der Zeit des so genannten Gemeindesozialismus der Ära des Stadtpräsidenten Guido Müller. Die Stadt nahm damals die Formen des internationalen Neuen Bauens als Ausdruck demokratischer Entwicklung auf. Dazu gehören das Bahnhofquartier, die Überbauung Ländtestrasse, die Tramwartehallen, das Volkshaus und das Hotel «Elite», Stadtbibliothek und Strandbad, die General-Motors-Fabrik und eine grosse Anzahl von genossenschaftlichen Wohnungsbauten. Dass Architekt Eduard Lanz, der ausser dem Volkshaus nicht weniger als 285 Genossenschaftswohnungen errichtete, nicht mit einer kleinen Biografie gewürdigt wird, ist schade.

Unsorgfältig ist Biel – aus ideologischen Gründen? – mit dem Erbe des eigentlichen Industriezeitalters umgegangen, das heisst mit den Bauten zwischen 1860 und 1920. Viele herausragende Bauten des Historismus wurden bis in die 1980er-Jahre hinein abgebrochen, unter anderem die Tonhalle, das Rüschi, das Hotel «Bielerhof». Die Moderne der Dreissigerjahre war eben auch «eine Bewegung gegen Eklektizismus und Stilkopie».

Sehr sorgfältig ausgewählt ist das instruktive Bildmaterial. Gelegentlich wird dem Betrachter auch schmerzlich bewusst, was der städtezerstörende motorisierte Privat-

verkehr in den Jahren ab 1950 anrichtete, etwa beim Bild des grosszügig konzipierten Bahnhofplatzes um 1945, der – nur spärlich mit Warthalle und Kandelaber möbliert – ohne Absatz in die Bahnhofstrasse übergang. Da wäre Reparaturarbeit zu leisten.

Insgesamt ist es ein Vergnügen und grosser Gewinn, anhand dieses neuen Biel-Führers die Stadt (neu) zu entdecken. Dies sei allen Leserinnen und Lesern empfohlen.

Christoph Zürcher

Piatti, Barbara: Rousseaus Garten. Eine kleine Kulturgeschichte der St. Petersinsel von Jean-Jacques Rousseau über die Schweizer Kleinmeister bis heute / Le jardin de Rousseau. Petit périple historique dans l'île Saint-Pierre de Jean-Jacques Rousseau aux petits maîtres suisses et jusqu'à nos jours. Basel: Schwabe, 2001. 223 S., ill. ISBN 3-7965-1733-1.

2001 fanden auf der St. Petersinsel im Bielersee Freilichtspiele statt; dem Genius Loci entsprechend spielte man zwei Musiktheater aus der Epoche der Empfindsamkeit. «Le devin du village», ein Intermezzo von Jean-Jacques Rousseau aus dem Jahr 1752, sowie «Bastien und Bastienne», ein Singspiel von Wolfgang Amadeus Mozart von 1768. Anlässlich dieser Freilichtproduktion hat die Stiftung Graphica Helvetica, Bern, in Verbindung mit der Grafischen Sammlung der Schweizerischen Landesbibliothek den hier besprochenen Band herausgebracht. Als Jean-Jacques Rousseau 1765 die idyllische St. Petersinsel das erste Mal besuchte, war diese unbekannt – ein Jahrhundert später war sie erklärtes Traumziel zahlreicher Europäer. Die kleine Kulturgeschichte der Insel setzt schwerpunktmässig mit Rousseau ein und führt über die Schweizer Kleinmeister bis in die Gegenwart. Die zentrale Fragestellung beschäftigt sich mit der schrittweise erfolgten Stilisierung der St. Petersinsel zum Mythos.

Das komplexe Empfinden des 18. Jahrhunderts dem heutigen Leser zu erschliessen, ist kein leichtes Unterfangen. Die gewählte Form darf als durchaus originell bezeichnet werden; die Texte sind nach dem Muster eines Spaziergangs gestaltet, eine Form, die Rousseau in seinen Aufzeichnungen «Träumereien des einsamen Spaziergängers» selbst vorgab. Kleine Händchen sind im Text verteilt und weisen auf die Schlagworte der Epoche hin: Arkadien, Sprache der Gefühle, Lektüre in der freien Natur, Parklandschaft usw. Die Leserschaft ist eingeladen, auf geraden und verschlungenen Wegen die Kulturgeschichte der St. Petersinsel und Rousseaus Einfluss zu erkunden.

Die Insel wird fiktiv insgesamt dreimal besucht. Die erste Visite erzählt von Jean-Jacques Rousseaus Inselbesuch, der ab dem 12. September 1765 sechs Wochen dauerte. Die Vorgeschichte zum Inselaufenthalt liest sich wie ein spannender Abenteuerroman: 1762 wurde in Den Haag Rousseaus Roman «Emile oder über die Erziehung» gedruckt; die im Roman geäusserten Forderungen nach einer dogmatischen, kirchlich ungebundenen Religion erregten das Missfallen der Regierungen. In Paris wurde das Buch druckfrisch beschlagnahmt und im Hof des Justizpalastes verbrannt. Rousseau, dem ein Prozess und sogar eine Gefängnisstrafe drohte, flüchtete aus Paris in die Schweiz. Seine Freude über die Rettung war von kurzer Dauer; Bern verweigerte ihm die Aufenthaltserlaubnis. Erst das Fürstentum Neuenburg, unter preussischer Herrschaft, gewährte dem Verfolgten Asyl, in Môtiers im abgelegenen Val-de-Travers. Drei Jahre lebte er hier, immer wieder besucht von begeisterten Verehrern. Im Dorf selbst blieb er ein exotisch gekleideter Aussenseiter, Anschuldigungen und Vorwürfe

konterte er mit spitzer Feder. Ein in die Stube geworfener Stein – in der literarischen Erinnerung zur Steinigung von Môtiers stilisiert – gab den Ausschlag zur Flucht auf die St. Petersinsel.

Rousseaus Gesellschafts- und Zivilisationskritik stempelte ihn zu einem von den Regierungen als gefährlich eingestuften Autor. Der Aufenthalt auf der St. Petersinsel hingegen zeigt Rousseaus andere Seiten: Schöpfer des empfindsamen Naturgefühls sowie Spaziergänger und Geniesser der reizvollen Naturlandschaft. Die sechs Wochen verbrachte Rousseau mit Spazieren, Träumen und Botanisieren. Das spielerisch-lustvoll genossene Landleben entsprach dem Ideal einer vorwiegend städtischen Leserschaft, das mystische Arkadien, Glücksland der Hirten und Schäferinnen, wird erlebbar auf der St. Petersinsel.

Der zweite literarische Besuch auf der Insel erfolgt im Besucherstrom der zahlreichen Rousseau-Verehrer. Im Oktober 1765 verliess der Philosoph die Insel; die «*Rêveries du promeneur solitaire*» erschienen 1782, vier Jahre nach seinem Tod. Die Rousseau-Begeisterten reisten aus ganz Europa an, um den Ort zu sehen, wo der verehrte Philosoph die seligsten Wochen seines Lebens verbracht hatte.

Das Umfeld dieses «Rousseau-Tourismus» wird der heutigen Leserschaft nahe gebracht. Die Mode der Schweizreise, die literarische Wallfahrt, die Lektüre in der Natur. Die Besucher kannten keinerlei Hemmungen, die Spuren ihres Idols zu verfolgen. Ein Besuch des Pavillons und des Rousseau-Zimmers belebte die Erinnerung, die bald durch Anekdoten angereichert wurde. Souveniralben der Schweizer Kleinmeister liessen sich als Andenken erwerben und kurbelten das Geschäft mit Rousseaus Inselaufenthalt an.

Der dritte Besuch schliesslich beleuchtet den Tourismus auf der St. Petersinsel im 19. und 20. Jahrhundert. Obschon der Besucherstrom im 19. Jahrhundert abnahm, wurde die Insel immer noch von berühmten Zeitgenossen wie Honoré de Balzac, Michail Bakunin oder Paul Klee aufgesucht. Die St. Petersinsel diente weiterhin als literarischer Schauplatz, keines der hier entstandenen Werke konnte jedoch aus dem Schatten Rousseaus heraustreten. Der Originaltext des fünften Spaziergangs von Rousseau, Stationen aus der Geschichte der St. Petersinsel, eine Auflistung der Wohnorte und Museen zu Rousseau sowie die Bibliografie beschliessen den Band.

Die kleine Kulturgeschichte der St. Petersinsel ist in Deutsch und Französisch geschrieben; zitierte Werke lassen sich in der jeweiligen Originalsprache nachlesen. Hervorragend ist die grafische Gestaltung des Werkes; die farbigen Abbildungen der Kleinmeister ermöglichen amüsante Begegnungen mit den berühmtesten Rousseau-Anekdoten wie beispielsweise «Die Einschiffung der Kaninchen» in Anlehnung an Watteaus «Einschiffung nach Kythera». Die ausführliche Bibliografie enthält die lokalhistorischen Schriften zur St. Petersinsel wie auch Hinweise zur allgemeinen kulturhistorischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Dienlich wäre im Anhang eine Kurzbiografie zu Rousseau gewesen. Die Vorgabe, eine kleine Kulturgeschichte der St. Petersinsel zu schreiben, wird nur teilweise eingelöst; Thema bleibt Rousseaus Einfluss auf die Geschichte der St. Petersinsel. Gesamthaft gesehen wäre eine Beschränkung auf Rousseau und dessen Inselaufenthalt sinnvoll gewesen – die Hinweise auf frühere und spätere Entwicklungen bleiben marginal.

Franziska Vassella

Früh, Hans Rudolf et al.: Das Panorama der Murtenschlacht / Le panorama de la bataille de Morat. Freiburg: Stiftung für das Panorama der Schlacht bei Murten, 2002. 160 S., ill. ISBN 3-00-009448-2.

Ein Publikumsmagnet der Expo02 war zweifellos der Monolith von Jean Nouvel im Murtensee: Klaglos wurden lange Wartezeiten ausgestanden, um im Innern einen Blick auf das Schlachtpanorama zu werfen. Das Panorama, eine Mischung aus Kunst, Massenkultur und Unterhaltung, ist ein Phänomen des 19. Jahrhunderts. Erfunden 1787 als Rundbild ohne Grenzen, erlebte es seine Triumphzeit zwischen 1880 und 1900. Mit dem Aufkommen des Kinos und des Tourismus, die seine Themen übernahmen, war das Panoramabild aus der Mode und damit zum Verschwinden verurteilt. Dass es nun im Sommer 2002 zum viel besuchten und diskutierten Ausstellungsteil geworden ist, grenzt an ein kleines kulturhistorisches Wunder. Das gigantische Rundgemälde von rund 1000 Quadratmeter Fläche wurde 1893/94 in München vom prominentesten deutschen Panoramamalerei Louis Braun gemalt und ab 1894 am Utoquai in Zürich gezeigt. Seit 1924 lagerte das Panorama in drei grossen Rollen im Werkhof der Stadt Murten, die Zukunft des Rundgemäldes war ungewiss, Versuche zur Rettung scheiterten mehrfach. 1996 wurde die «Stiftung für das Panorama der Schlacht bei Murten» gegründet mit dem Ziel, das Gemälde zu konservieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Chance bot sich dank der Landesausstellung. Innerhalb eines Jahres wurde das Gemälde mit einem Kostenaufwand von zwei Millionen Franken konserviert und restauriert und erstrahlt nun in frischem Glanz. Künstlerische Qualität und die Bedeutung des Themas zeichnen das Werk aus; zudem ist es das einzige Panorama mit einem Thema aus der älteren Schweizergeschichte und eines der wenigen Rundgemälde mit historischer Schlachtdarstellung.

Die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen sind im vorliegenden Band publik gemacht und erlauben eine facettenreiche Auseinandersetzung mit dem Thema. Die Beiträge der Autoren setzen sich mit den Burgunderkriegen und der Murtenschlacht von 1476 auseinander, untersuchen das Phänomen Grossbildpanorama und dokumentieren als Schwerpunkt die künstlerische und technische Entstehungsgeschichte des Murtenpanoramas.

Die historische Murtenschlacht fand am 22. Juni 1476 statt. Die Auswirkungen des Schlachtausgangs auf die europäische Geschichte untersucht Hans Joachim Schmidt, Hans Rudolph Fuhrer und Benjamin Geiger analysieren aus militärhistorischer Sicht die Kampfhandlungen. Ins 19. Jahrhundert führen uns die Beiträge, die sich mit der Form der Präsentation der Schlachtendarstellung, nämlich dem Panorama, beschäftigen. Aloys Lauper zeichnet die historische Entwicklung des Panoramabildes zum Phänomen des 19. Jahrhunderts auf, Erasmus Weddingen reflektiert die daraus resultierende Sichtweise.

Die eingehende Untersuchung der Leinwand vor und während der Restaurierung ergab neue Erkenntnisse zur Auftrags- und Werkgeschichte. Volker Schaible präsentiert den deutschen Historien- und Schlachtenmaler Louis Braun und dessen Atelier in München. In knapp zehn Monaten waren fast 1000 Quadratmeter Leinwand zur Murtenschlacht zu bemalen. Das Unternehmen liess sich nur realisieren dank der Zusammenarbeit Brauns mit einem spezialisierten Stab von Mitarbeitern. Der Blick in die Malerwerkstatt wird vertieft durch die Beiträge von Hermann Schöpfer: Wie arbeitete der Maler Braun, um dem Schlachtgeschehen die gewünschte historische Authentizität zu verleihen? Für die Landschaftsdarstellung stellten sich ähnliche Probleme: Welcher Standpunkt kam für den zukünftigen Panoramabetrachter in

Frage, aus welcher Perspektive sollte die Stadt Murten gezeigt werden? Ein Beitrag zur korrekten Anwendung der Heraldik im Schlachtfeld – Fehler und Ungenauigkeiten in der Wappendarstellung fielen dem Publikum im 19. Jahrhundert auf – rundet die Untersuchung ab.

Die Chance, das Panoramabild von Murten während der Restaurierung eingehend zu untersuchen und zu dokumentieren, war einmalig. Die entstandenen Beiträge liefern wertvolle Einblicke in die Werkstatt. Die hervorragenden Illustrationen dokumentieren die historischen Arbeitsbedingungen und geben Einblicke in die modernsten Restaurierungsmethoden. Die Texte sind in Deutsch und Französisch geschrieben, die Übersetzungen sind jeweils in Form einer kurzen Zusammenfassung angefügt. Die geringfügigen Überschneidungen, welche sich angesichts der Breite des behandelten Materials durch verschiedene Spezialisten ergaben, waren nicht zu vermeiden, erschliessen sich jedoch nur dem zweisprachigen Leser. Der ausführliche Anhang mit Zeittafel, Chronologie der Entstehungsgeschichte und der Biografie ist eine wertvolle Ergänzung zu den detaillierten Forschungsberichten. Besonders hervorzuheben ist die Beilage in Leporelloform, welche das Murtenschlachtpanorama in seiner gesamten Darstellung zeigt. Wappen, Orte und Personen lassen sich durch die am untern Bildrand angefügte Legende entziffern.

Die Vielfalt der Beiträge richtet sich sowohl an ein Fachpublikum wie an eine breiter orientierte Leserschaft. Die ausgezeichneten Einblicke in die Werkentstehung und die dokumentierten Restaurierungsarbeiten dürften den Band zu einem Standardwerk der bisher eher raren kunsthistorischen Panoramaliteratur machen.

«Wer also eine Schlacht mit den alten Eidgenossen leibhaftig mitmachen will, gehe in's Züricher Panorama», so empfahl ein Zeitgenosse den Besuch des Panoramabildes. Inwieweit wir in Zukunft mit den alten Eidgenossen kämpfen können, ist noch ungewiss; trotz des Publikumserfolgs an der Expo02 muss über das Schicksal, das heisst über einen definitiven Standort, des Murtener Panoramas noch verhandelt werden.

Franziska Vassella

Bäbler, Mathias et al.: Die Burgerbibliothek Bern. Archiv, Bibliothek, Dokumentationsstelle. Bern: Burgerbibliothek Bern, Stämpfli, 2002. 152 S., ill. ISBN 3-7272-1220-9.

1951 erfuhr die bernische Bibliothekslandschaft eine tief greifende Umstrukturierung. Die Burgergemeinde war als alleinige Trägerin der Stadt- und Hochschulbibliothek an finanzielle Grenzen angelangt. Deshalb übernahm der Kanton grössere Lasten und gründete gemeinsam mit der Burgergemeinde die Stiftung der Stadt- und Universitätsbibliothek (StUB), später beteiligte sich auch die Einwohnergemeinde. Gleichzeitig beschlossen die Träger, die Handschriftenabteilung aus der Institution auszulagern und sie in der neu gegründeten Burgerbibliothek weiterzuführen. Die Burgerbibliothek existiert seit Anfang 1952 als Verwaltungsabteilung der Burgergemeinde und übernahm ab 1960 auch die Funktion eines Archivs der Burgergemeinde und der burgerlichen Zünfte. 1976 wechselte ausserdem die grafische Sammlung der StUB in die Obhut der Burgerbibliothek.

Der Name der burgerlichen Institution ist eigentlich irreführend, denn sie ist eher ein Archiv als eine Bibliothek. Sie versteht sich als «wissenschaftliches Dokumentationszentrum der bernischen Geschichte», das sich seit 1952 an der Münstergasse 63

befindet, unter dem gleichen Dach wie die Schwester StUB. Seit 1953 besteht eine eigene Schriftenreihe, in der bisher in unregelmässigen Abständen 22 Bände erschienen sind. Seit 1975 veröffentlicht die Bürgerbibliothek die Bibliographie zur Berner Geschichte, deren Inhalt ab dem Jahr 1995 auch im IDS-Katalog Basel-Bern recherchierbar ist. Im Aufbau ist ferner eine Datenbank der grafischen Sammlung, die bereits mehrere Tausend Dokumente verzeichnet. Leider ist dieses Findmittel für Aussenstehende noch nicht frei zugänglich.

Die Informationsschrift zum 50-Jahr-Jubiläum dokumentiert erstmals umfassend die Geschichte der Institution und ihrer Angestellten sowie ihre Bestände und Dienstleistungen. Die Mitarbeitenden stellen in kurzen Beiträgen die wichtigsten Bestände vor. Neben den erwähnten Schätzen lagern in der Bürgerbibliothek die Archive und Nachlässe bedeutender Persönlichkeiten wie Albrecht von Haller und Jeremias Gottlieb, Archive burgerlicher Familien sowie Vereins- und Firmenarchive. Seit 1962 dokumentiert die Bibliothek zudem Porträts bernischer Personen, die bis 1850 angefertigt wurden. Die Publikation enthält ausserdem Beiträge über die Restaurierung und Konservierung der Bestände und längere Texte über Chroniken, die Abteilung Bongarsiana und die Abteilung Graphik und Bibliographie. Entstanden ist eine illustrierte, handliche Publikation, die eine wichtige Sammlung zur bernischen Kultur und Geschichte anschaulich porträtiert.

Christian Lüthi

Pfister, Christian (Hrsg.): Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern etc.: Haupt, 2002. 263 S., ill. ISBN 3-258-06436-9.

Dieses Jahr durften wir einen ausserordentlich trockenen und warmen Sommer geniessen – oder wir litten unter der ungewohnten Hitze. Die Medien stellten Fragen, die wir seit einiger Zeit bei ausserordentlichen Naturereignissen gewohnt sind: Ist dies schon früher einmal vorgekommen, zumindest seit es Messungen gibt? Ist unser umweltbelastendes Verhalten schuld daran? Besonders drängend tauchen solche Fragen jeweils bei Naturkatastrophen auf, die Millionenschäden anrichten und manchmal auch Menschenleben kosten.

Mit dem historischen Aspekt von Naturkatastrophen und Naturgefahren sowie deren Bewältigung beschäftigt sich ein Sammelband, den Christian Pfister im Vorjahr herausgegeben hat. Im Einstiegskapitel bietet der Herausgeber eine sehr gut lesbare Einführung, die sich mit wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Aspekten befasst sowie den Begriff Naturkatastrophe unter die Lupe nimmt. Jeder Naturkatastrophe liegt ein naturbedingtes Extremereignis zu Grunde, was jedoch nicht bedeutet, dass jedes Extremereignis auch unweigerlich eine Katastrophe zur Folge hat. Ein wichtiges Element und gemeinsames Kennzeichen von Katastrophen ist, dass sich die Betroffenen aus eigener Kraft nicht mehr zu helfen wissen, also Unterstützung von aussen brauchen. Pfisters Konzept geht weit über eine rein naturwissenschaftliche Analyse der Ereignisse hinaus. Mit einem sozialhistorischen Zugang legt er mit seinem Team neue Erkenntnisse vor. Die einzelnen Buchbeiträge befassen sich damit, wie die Gesellschaft mit solchen Ereignissen umging, wie sie diese interpretierte oder welche konkreten Massnahmen die Menschen jeweils ergriffen. Neben dem Umgang der direkt Betroffenen mit ihrer Situation gehen die Autorinnen und Autoren auch der Frage nach, wie die übrige Bevölkerung auf Naturkatastrophen reagierte. Die Erfolge der Spendenaktionen für die Opfer zeugen von der breiten Solidarität mit den Betrof-

fenen. So trugen Katastrophen und ihre Bewältigung entscheidend zur Entwicklung eines schweizerischen Nationalgefühls im 19. Jahrhundert bei.

Die 14 Artikel sind kurz, inhaltlich gehaltvoll und reich illustriert. Für Bernerinnen und Berner ist der Artikel von Martin Stuber besonders interessant. Er geht auf die Resonanz ein, welche Naturkatastrophen im Korrespondenznetz des Berner Gelehrten Albrecht von Haller auslösten. Dabei ist der Begriff Naturkatastrophe weit gefasst: Neben Erdbeben und Überschwemmungen zählt Martin Stuber auch Seuchen und Hungerkrisen dazu, da im Verständnis der frühen Neuzeit all diese Ereignisse ähnlich – als Strafen Gottes – interpretiert wurden. In der Aufklärung gewann der naturwissenschaftliche Umgang mit Naturkatastrophen an Bedeutung: Indem diese zum wissenschaftlichen Forschungsgegenstand avancierten, sollten sie dem Einflussbereich menschlichen Handelns zugänglich werden. Martin Stuber geht der Frage nach, welche Bedeutung den beiden konkurrierenden Deutungsmustern in Hallers Briefkontakten zuzuschreiben ist.

Die übrigen Beiträge decken ein weites inhaltliches Gebiet ab und befassen sich mit unterschiedlichen Themen wie den Bergstürzen von Goldau 1806 und Elm 1881, Hochwassern, Grossbränden, der Entwicklung der Schweizer Katastrophenhilfe im Ausland 1950–1970 oder traditionellen Lawinen-Schutzbauten in den Waadtländer Voralpen. Dank Querverweisen zwischen einzelnen Artikeln und einem abschliessenden Synthesekapitel von Christian Pfister ist ein sehr lesenswertes, in sich geschlossenes Werk entstanden, das Naturkatastrophen in ein neues Licht rückt.

Anna Bähler

Di Falco, Daniel; Bär, Peter; Pfister, Christian (Hrsg.): Bilder vom besseren Leben. Wie Werbung Geschichte erzählt. Bern etc.: Haupt, 2002. 240 S., ill. ISBN 3-258-06301-X.

«Werbung lügt», sagt der Volksmund, und die drei Herausgeber eines neuen Bandes über die Geschichte der Werbung in der deutschen Schweiz pflichten dem bei. Reklame macht Versprechen, die das angepriesene Produkt gar nicht einlösen kann. In den Botschaften der Werbung spiegeln sich aber Wünsche des Zielpublikums, welche sich die Werbebranche zunutze macht. Die Werbung ist damit ein sensibler Indikator für den Wandel der Wertvorstellungen einer Gesellschaft.

Die Geschichtswissenschaft hat sich in der Schweiz bislang kaum mit Werbung beschäftigt. Peter Bär hat mit seiner Lizentiatsarbeit und Dissertation Neuland erschlossen. Er untersuchte im Rahmen des vom Nationalfonds unterstützten Projekts «Webikum» die Werbung in der «Schweizer Illustrierten» und drei weiteren Zeitschriften zwischen 1920 und 1993. Anhand einer Stichprobe von 5000 Werbeanzeigen konnte er wichtige Veränderungen in den Werbemustern eruieren. Dies zeigt, dass die Werber sensibel auf zeitgenössische gesellschaftliche Veränderungen reagierten: Die ermittelten Trends stimmen gut mit der konjunkturellen Entwicklung und der Mentalitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts überein.

Die Erkenntnisse des Projekts «Webikum» bilden den Ausgangspunkt für den vorliegenden Sammelband. Er enthält studentische Arbeiten, die im Rahmen eines Seminars entstanden, das Prof. Christian Pfister 1996 am Historischen Institut der Universität Bern durchführte. Die Herausgeber konnten zudem weitere Autorinnen und Autoren gewinnen, welche Beiträge für die Publikation verfassten.

In der Einleitung betont Peter Bär, dass die historische Auseinandersetzung mit Werbebildern als Quellen ein reflektiertes methodisches Rüstzeug erfordert. Zudem vermittelt Christian Pfister einen Überblick über die Geschichte der Werbung und ihrer Arbeitsweisen. Die Werbung im heutigen Sinn entstand ab zirka 1890, als grafische Elemente und später die Fotografie für die Visualisierung von Werbebotschaften eingesetzt wurden. In der Zeit um den Ersten Weltkrieg kamen als weitere Elemente die Werbepsychologie und die Marktforschung hinzu. Zum Massenphänomen wurde die Werbung nach 1945.

Ein Dutzend Beiträge beleuchten verschiedene Aspekte der Werbung. Mehrere Autorinnen und Autoren untersuchten einzelne Firmen. Anhand der Reklame der Schweizerischen Bundesbahnen, der Herrenkonfektionsfirma PKZ, Fahrrad-, Auto-, Sonnenschutzmittel- und Zigarettenwerbung sowie in zwei Beiträgen zum Frauen- und Männerbild in der Werbung entsteht ein Panorama der Schweiz des 20. Jahrhunderts, das die Leserschaft auch emotional anspricht, da die Texte und Bilder bis in die Gegenwart führen. Eine theoretische Einführung und eine Bilanz der Herausgeber sowie ein Artikel von Albert Tanner, der die wichtigsten Trends des sozialen und kulturellen Wandels in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg umreisst, stellen die Fallbeispiele in einen grösseren Rahmen.

Aus bernischer Sicht interessiert vor allem der Beitrag von Myriam Berger über die Ovomaltinewerbung von 1904 bis zum Zweiten Weltkrieg. Die Ovomaltine wurde 1904 bis 1928 in der Stadt Bern und danach in Neuenegg hergestellt. Die Autorin macht klar, dass der Erfolg der Ovomaltine ebenso sehr auf geschickten Werbestrategien beruht wie auf einem qualitativ guten Produkt. Als die Firma Wander das Getränk 1904 auf den Markt brachte, verkaufte sie es als stärkendes Nahrungsmittel für Kranke, Geschwächte und Rekonvaleszente. Schon bald pries sie es ausserdem als Frühstückstrank für Gesunde an. Es gelang mit Hilfe der Werbung, das Produkt mit positiven Eigenschaften wie Erfolg, Gesundheit und Glück zu besetzen. Zu Beginn war die Ovomaltine ein Luxusgetränk. Mit gezielter Bewerbung der Angestellten in den 1920er-Jahren und mit der Propagierung der Ovo im Bereich des Sports entwickelte sie sich bis in die Dreissigerjahre zum Volksgetränk. Zur Zeit der geistigen Landesverteidigung warb Wander auch mit nationalen Symbolen und Slogans für ihr Produkt.

Die Autorinnen und Autoren legen ein Buch vor, das ein breiteres Publikum anzusprechen vermag. Der schön gestaltete und sorgfältig illustrierte Band lädt zum Blättern und zum Verweilen bei einzelnen Abbildungen ein. Die Publikation erschliesst neue Bilder des gesellschaftlichen Wandels des 20. Jahrhunderts, wie er sich in der Werbung spiegelt.

Christian Lüthi

Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Band 1: A–Basel (Fürstbistum). Basel: Schwabe, 2002. 794 S., ill. ISBN 3-7965-1901-6.

Nach langer Anlaufzeit ist der erste von zwölf Bänden des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS) erschienen. Das Werk wird gleichzeitig in den Landessprachen Deutsch, Französisch und Italienisch veröffentlicht und wird nach der Publikation aller Bände insgesamt je rund 36 000 Artikel enthalten. 2500 Autorinnen und Autoren verfassten Beiträge über Personen, Familien, Gemeinden, Kantone und weitere Orte sowie über Sachthemen. Zudem ist das Werk reich bebildert. Das HLS ist das erste Nachschlagewerk zur Schweizer Geschichte seit dem Historisch-biographischen

Lexikon der Schweiz (HBL), das 1921–1934 erschienen ist. Seit einigen Jahren sind die bereits geschriebenen Artikel im Internet unter www.dhs.ch abrufbar und werden von Historikerinnen und Historikern, aber auch von einer weiteren Leserschaft rege benutzt. Nun erscheinen sie gedruckt in alphabetischer Reihenfolge. Der erste Band umfasst den Teil A–Basel, in den nächsten Jahren soll jedes Jahr mindestens ein weiterer Band publiziert werden. Eine besondere Herausforderung bilden die Übersetzungen. Da die Bände in den drei Landessprachen jeweils gleichzeitig erscheinen, müssen Sachartikel bereits geschrieben werden, die in den anderen Sprachausgaben erst viel später abgedruckt werden. Dies zeigt am deutlichsten der Artikel «Arsenal», der in der deutschen Ausgabe erst im letzten Band unter «Zeughaus» erscheinen wird.

Der erste Band bietet aus dem Blickwinkel der Bernensia einiges: Er enthält mehrere Ortsartikel wie zum Beispiel über Aarberg, Aarwangen, Adelboden (alle mit Bild) und Amsoldingen. Zu Aarberg bestehen neben dem Gemeindeartikel ein Artikel über die Herrscherfamilie Aarberg und einer über die Herrschaft und den Amtsbezirk mit diesem Namen. Ebenfalls interessant aus der Perspektive der Berner Geschichte sind geografische Artikel, wie ein 33-seitiger Artikel über die Alpen oder ein kürzerer über die Aare. Besonders die Sachartikel zeigen, wie nützlich das neue Lexikon ist. Der Artikel «Armut» umreist auf vier Seiten die wichtigsten Kennzeichen von Armut, die Entwicklungen im Längsschnitt und Gegenstrategien der Armenfürsorge vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Ausserdem behandeln Bernard Degen sowie weitere Autorinnen und Autoren in mehreren Artikeln die Geschichte der Arbeiterschaft. Obwohl vieles zu diesem Thema von Erich Gruner und seiner Schule seit längerer Zeit publiziert vorliegt, bietet das HLS hier einfachere Zugänge zum Thema: In gut strukturierter Form präsentiert das Lexikon die wichtigsten Entwicklungslinien und Fakten und führt anhand der Bibliografie zu Publikationen, die eine weiterführende Lektüre ermöglichen. Einen weiteren Themenblock in diesem Band bildet die Landwirtschaft mit mehreren Beiträgen von «Agrarmarkt» bis «Agrarzonen». Die grösseren Artikel sind illustriert, einige durch Karten, die für das HLS neu entworfen und gezeichnet wurden. Der Artikel «Agrarzonen» enthält beispielsweise eine Karte der Schweiz mit den Landwirtschaftszonen am Ende des Ancien Regime.

Bereits jetzt ist das HLS ein unentbehrliches Hilfsmittel. Es bleibt zu hoffen, dass die fehlenden elf Bände tatsächlich im Jahresrhythmus erscheinen werden und dass die Datenbank im Internet über die Publikationszeit des gedruckten Werkes hinaus weiterlebt, also auch aktualisiert wird. Dieser Wunsch reicht jedoch über den heutigen Planungshorizont des Projekts hinaus.

Christian Lüthi

Schürpf, Markus: Louis & Louis Bechstein, Fotografen Burgdorf 1878–1956. Schlossmuseum Burgdorf 3. Mai – 31. August 2003. Murten, Langnau: Licorne Verlag (Kommissionsverlag), 2003. 111 S., ill. ISBN 3-85654-100-4.

Louis Bechstein senior (1848–1923) stammte aus Württemberg. Nach einer Schuhmacherlehre betätigte er sich als Fotograf. 1877 kam er nach Burgdorf und übernahm dort im folgenden Jahr ein bestehendes Fotoatelier. Das Geschäft lief gut, Bechstein etablierte sich schnell im gehobenen Mittelstand und heiratete 1881 die Serviertochter Bertha Siegrist. Er bürgerte sich ein, nahm am Vereinsleben teil, was sich für das Geschäft günstig auswirkte. Bis 1904, als sein ältester Sohn ins Geschäft einstieg, hatte Bechstein 30 000 Aufnahmen gemacht. In den folgenden Jahrzehnten kamen

nochmals so viele hinzu. Insgesamt verkauften Vater und Sohn Bechstein um die 300 000 Fotoabzüge. 1898 erreichte die Firma den Höhepunkt bezüglich der Fotoaufträge. Berufliche Konkurrenz und die aufkommende Amateurfotografie hatten einen allmählichen Rückgang zur Folge.

Louis Bechstein junior (1882–1956) machte eine Fotografenlehre und ging danach auf Wanderschaft, die ihn nach London und Paris führte. 1904 kam er nach Burgdorf zurück und trat ins väterliche Geschäft ein, das er modernisierte. Zudem plante er einen Neubau für das Atelier, den die Familie 1912/13 realisierte. 1923 starben die Eltern, der Sohn blieb Junggeselle und konnte daher den langsamen Umsatzrückgang des Geschäftes verkraften. Im Gegensatz zur Konkurrenz weigerte er sich, zum Fotohändler zu diversifizieren. Er blieb ein reiner Atelierfotograf alter Schule, der von zirka 400 Aufträgen pro Jahr lebte. Dank seinen Kontakten in Stammtischrunden, im Tennisclub und im Theaterverein war er in die Gesellschaft Burgdorfs integriert und konnte auf eine treue Stammkundschaft zählen. Personenporträts waren sein wichtigstes Arbeitsfeld, dazu kamen Fotografien von Gruppen, Vereinen und Schulklassen. Ausserdem arbeitete er auch für Firmen, der wichtigste Auftraggeber war der Landwirtschaftsmaschinenhersteller Aebi.

Der Erfolg der Fotografen Bechstein gründete in erster Linie auf der Qualität ihrer Aufnahmen. Bechstein war eines der führenden Fotoateliers im Kanton. 1886 war Louis Bechstein senior zudem Mitbegründer des Schweizer Photographen Vereins. Beide Generationen beschäftigten Angestellte und Lehrlinge und verfügten über eine professionelle Infrastruktur.

Der Band des Fotografiespezialisten Markus Schürpf begleitet eine Ausstellung im Schlossmuseum Burgdorf. Der Autor legt eine spannende Firmenbiografie vor, die das Schicksal von zwei Fotografen über 80 Jahre schildert. Schürpf zeigt zudem das Werk der Fotografen nach Gattungen: Personenaufnahmen, Ortsbilder und Ereignisse, Fotografien für Gewerbe, Handel und Industrie. Die Publikation ist weit mehr als ein schöner Fotoband zur Kleinstadt Burgdorf. Der Autor verortet die Firmengeschichte sowohl im lokalen Kontext als auch im Umfeld der internationalen Trends, welche die Fotografie kennzeichneten. Entstanden ist ein Werk, das dank ausgezeichnetem Text und sorgfältig ausgewähltem und reproduziertem Bildmaterial über Burgdorf hinaus interessant und spannend zu lesen ist.

Christian Lüthi